Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen

1

Gutes, altväterisches Berlin von dazumal, wer vermag sich dich noch ganz deutlich vorzustellen, mit den schnurgeraden, breiten Straßen, in deren Mitte man ungefährdet spazieren konnte, mit Häusern von wenigen Geschossen, zu deren unterstem oft eine Freitreppe mit Sitzplätzen führte, wo der Hausherr am „erquickenden, labenden Abend" seine Pfeife schmauchen durfte, mit den Droschken, deren armselige Gäule unter dem russischen Bügel so nachdenklich einhertrotteten, daß ein fremder Kutscherkollege gesagt haben soll: Wir stehen rascher, als ihr fahrt! — mit den Bäuerinnen, die unter unglaublichen Strohhüten hervor „Eeerdbeeeren!" und andre Leckereien ausboten u. s. w.

Ja, die Ausländer, die Berlin seiner Ausdehnung ungeachtet kleinstädtisch fanden, hatten wohl Recht. Es machte den Eindruck eines ehrsamen Philisters, der seine Geschäfte ordentlich, ohne Überstürzung besorgt, einfach und bescheiden lebt und dabei sein Schäfchen ins Trockne bringt, aber der „Provinz" gegenüber gern die Überlegenheit des Hauptstädters fühlen läßt. Auch das Verhältnis zum königlichen Hofe hatte in der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten einen patriarchalischen Charakter. Der fortgeschrittne Berliner mag mitleidig über die Zustände von einst lächeln, dennoch kann auch er nicht leugnen, daß seine Stadt, „so sehr sie auch pochet und prachert," oder vielmehr eben deswegen, immer nur an den über Nacht reichgewordnen erinnert, der meint, fortwährend mit seinem Gelde klappern und die Manieren großer Herren nachäffen zu müssen. Die bürgerliche Baukunst verdiente den Namen kaum; dessen wurde man vor dreißig Jahren inne und schuf einen der Lage und dem Klima angemessenen Villenstil. Den scheint aber die Gegenwart zu anspruchslos zu finden, denn von den abgeschmackten Bierpalästen angefangen, begegnet uns fast auf Schritt und Tritt ein Protzenwesen, das mit aller Farben- und Goldverschwendung doch so oft das unechte Material nicht verbergen kann. Gefahren wird jetzt schneller, aber durchaus nicht gut, und merkwürdig: die sonst so achtsame und strenge Berliner Polizei hat keine Augen für das wirre Jagen von Fuhrwerken auf Kreuzungspunkten, das wohl in Neapel, aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weder in London, noch in Paris, noch in Wien geduldet werden würde. Die dereinst verrufne Berliner Küche hat sich merklich gebessert, man scheint sich im allgemeinen kräftiger zu nähren, doch wird man hierzu kaum das unmäßige Biertrinken, noch den Aufwand und die Üppigkeit bei „Diners" — wie der gebildete Deutsche natürlich sagen muß! — rechnen dürfen. Einst setzten die Gelehrten ihren Stolz nicht darein, es im Verbrauch von Champagner und Austern den Börsenleuten gleichzuthun.

Doch wohin gerate ich? Von der Hauptstadt des neuen deutschen Reichs wollte ich gar nicht sprechen, sondern von der preußischen, und zwar aus einer Zeit, in der diese wohlgezählt zwei politische Zeitungen besaß. Dieser Unterschied zwischen damals und jetzt ist vielleicht der allerauffallendste. Doch konnte sich Berlin gegen Dresden immer noch in die Brust werfen, denn das hatte gar keine. Zwar gab es überall eine Menge von Blättern, die eigentlich keine Zeitungen oder doch keine politischen waren, aber nebenher, sozusagen inkognito Politik trieben. Das Bedürfnis der Leser und der Schreiber machte sich über die Grenzen der Privilegien hinaus Luft, und die Behörden drückten ein Auge zu, wenn nur keine staatsgefährlichen Tendenzen verfolgt wurden. Nur einmal nahmen sie die Sache übel. Monatsschriften bedurften in den vierziger Jahren keiner Konzession. Nun verbündeten sich vier Verleger, jeder eine Monatsschrift herauszugeben, die jede unter eigner Redaktion und anderm Titel sich in den Stoff nach Disziplinen und auch in den Monat derart teilen sollten, daß der Abonnent aller vier Monatsschriften thatsächlich eine Wochenschrift erhielte. Die Redakteure gehörten dem Kreise an, aus dem später die Nationalzeitung hervorging, mehr links stand Karl Nauwerck, der 1848 in das deutsche Parlament gewählt wurde und schließlich in Zürich mit Cigarren handelte. Aber so offenkundig wollte sich die hohe Obrigkeit doch nicht eine Nase drehen lassen, und die vierfache Monatsschrift kam nicht über die Probenummern hinaus. Desto größeres Aufsehn machte es, als 1846 Gustav Julius, der in der damals die Gemüter erregenden Bankfrage für die Regierung das Wort ergriffen hatte, mit Geldern der Seehandlung ein neues Tageblatt herausgeben durfte. Es war die mit einem gleichnamigen Leseinstitut verbundne Zeitungshalle, die im März 1848 mit vollen Segeln in das äußerste Fahrwasser steuerte und dann im Belagerungszustande scheiterte. Die beiden Alten, Tante Voß und Onkel Spener, waren natürlich vorsichtiger gewesen. Wer ihnen zuerst diese Spitznamen angehängt haben mag, das wird wohl nicht festzustellen sein; so gute Witze werden in der Regel dem Herrn Volkswitz zugeschrieben. Beide haben sich bis in ihr hohes Alter jener Bezeichnungen würdig erhalten. Der Onkel, 1740 geboren, immer etwas pedantisch, steif, immer für die Legitimität, wo sie auch in Frage kommen mochte, an jedem allerhöchsten Geburtstage ein wohlgereimtes Gedicht vortragend, geriet leider vor zwanzig Jahren auf den sonderbaren Einfall, liberale Sprünge zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

suchen, und das konnte dem alten Herrn nicht gut bekommen. Die viel ältere Tante hingegen hat weislich in ihren Gewohnheiten nie etwas geändert. Stets redselig, sich und ihren Lesern den Kopf nicht beschwerend, immer achtsam auf den herrschenden Wind, ist sie nach wie vor in allen Hinterstuben und Vorzimmern wohlgelitten, und man verzeiht ihr wegen der sonstigen Tugenden die großstädtische Lust an unschädlichem Frondiren, liebt sie vielleicht deshalb umsomehr.

Die andern Zeitschriften, in denen sich manchmal die mißvergnügte Jugend hatte vernehmen lassen — so benutzten Junghegelianer gelegentlich eine Modenzeitung als Organ! —, widerstanden dem Märzsturme nicht. Es war eine bunte Gesellschaft, und bunt genug, wie gesagt, ihre Mannschaft selbst. Da war z. B. der „Freimütige" mit dem Kopfe Ulrichs von Hutten als Vignette. Gegründet hatten dieses Blatt Garlieb Merkel und Kotzebue zu Anfang des Jahrhunderts; da beide das Talent hatten, sich mit aller Welt zu verfeinden, so hielten sie es um so weniger mit einander aus, und die Busenfreundschaft verwandelte sich in herzlichste Feindschaft. Nach dem Kriege, der dem „Freimütigen" das Lebenslicht ausgeblasen hatte, rief es Merkel mit dem Holzschneider und vielseitigen Schriftsteller Gubitz wieder ins Leben, bewährte aber auch da seine unglückliche Gabe. Von seinen Nachfolgern in der Redaktion ist mir aus den dreißiger Jahren erinnerlich Adolf Glaßbrenner, der so rücksichtslos nach allen Seiten um sich schlug, daß der Verleger die Entrüstung der Getroffnen durch Berufung des sanftern Kletke zu beschwichtigen suchte. Glaßbrenners Hauptopfer war ein Herr Joel Jacoby, der sich überhaupt großer Beliebtheit erfreute. Wurde in der Konditorei von Stehely in der Charlottenstraße, wo sich die „Litteraten" versammelten, wie die Offiziere bei Kranzler (eigentliche Kaffeehäuser entstanden ja in Berlin erst viel später), ein Lokalblatt gefordert, so flüsterte gewöhnlich der Kellner mit verschmitztem Gesichte: Herr Joel Jacoby sitzt darauf — ein Beweis, daß sich das Blatt mit ihm in nicht gerade schmeichelhafter Weise beschäftigt hatte. In späterer Zeit soll er in der offiziösen Presse sehr thätig gewesen sein. Als sich Gubitz 1817 von Merkel trennte, schuf er sich sein eignes Organ, den „Gesellschafter," der bis 1848 ein anspruchsloses Dasein geführt hat, und dann, ebenso wie andre belletristisch-kritische Blätter vormärzlicher Zeit, plötzlich von Lesern und Mitarbeitern verlassen wurde. Holtei und Gubitz selbst haben in ihren Erinnerungen mit aller Umständlichkeit die Periode geschildert, in der das Theater fast das ganze Interesse des gebildeten Berlins für sich in Anspruch nahm; und wenn sich auch, wie erwähnt, in den vierziger Jahren die Kritik sehr lebhaft noch mit andern Dingen, z. B. mit Kirche und Staat, beschäftigte, so blieb für die Zeitschriften alten Stils das Auftreten von Jenny Lind, Liszt oder auch einer Soubrette, die irgend einer „Juste" oder dergleichen eine neue Seite abgewann, viel wichtiger als alle Politik. Um so überraschender war

die Häutung mancher ihrer Getreuen im März. Arthur Müller, Herausgeber der Schriften Gaudys, August Braß, in sehr viel späterer Zeit Gründer der von Genf nach Berlin verpflanzten Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, und andre bisher ziemlich harmlose „Litteraten" traten als Herausgeber der verwegensten Straßenlitteratur, der „Ewigen Lampe," des „Krakehlers" u. s. w. auf.

Im Oktober wurde in Berlin ein demokratischer Kongreß abgehalten, auf dem man alle „Entschiednen" kennen lernen konnte. Es war eine schwüle Atmosphäre. Windischgrätz stand vor Wien, und am Horizont von Berlin tauchte Papa Wrangel auf. Wie hätte eine Versammlung nicht aufgeregt sein sollen, die von Rechts wegen die Republik hätte proklamiren müssen! Denn aus allen Teilen Deutschlands erschienen Boten mit der Versicherung, daß die Bevölkerung nicht länger damit gewartet wissen wolle. Jeder neue Redner nannte größere Ziffern als sein Vorgänger. Marschirte hinter Ludwig Bamberger ganz Rheinhessen, so sprach Gottfried Kinkel im Namen Rheinpreußens bis an die belgische und holländische Grenze; leistete Berlepsch, der später brauchbare Reisehandbücher geliefert hat, den Schwur für den Thüringerwald, so übertrumpfte ihn sofort ein Wiener, indem er der deutschen Republik Österreich vom Adriatischen Meere bis zum Böhmerwalde einverleibte. Die Begeisterung machte sich so stürmisch Luft, daß der erste Präsident der Versammlung, der alte, mit den Gefängnissen der meisten Länder Europas vertraute „Demagoge" Georg Fein, trotz der Drohung, man werde sagen, daß es auf dem demokratischen Kongreß zugehe wie in der Paulskirche, die Massen nicht zu beherrschen vermochte. Daß ein Redner zur Ordnung gerufen worden sei, weil er aus Versehen „Meine Herren" gesagt hatte, war übrigens eine verleumderische Ausstreuung. Auch wurde die Versammlung dünner und stiller, nachdem sie vernommen hatte, daß Deutschland mehr Republikaner als Einwohner zählte, und allerlei trockne Dinge, wie Aufhebung der Gülden u. dgl., an die Reihe kamen. Als sich die Debatte in die Forderungen des vierten Standes verwickelte, meinte ein Nüchterner, das Thema werde sich bis zur Essenszeit wohl nicht erledigen lassen. Aber mit funkelnden Augen erhob sich ein kleiner Herr mit rotem Krauskopf und schleuderte das Wort in den Saal: Die soziale Frage muß gelöst werden, und sollten wir bis in die Nacht tagen! Das Wort ist berühmt geworden, aber dem Autor ist der verdiente Ruhm vorenthalten worden. Er hieß Moses May, wurde zur Zeit des „Kondominiums" als Anhänger des Prinzen von Augustenburg oft genannt, nahm sich dann desselben Bundestages in seinen letzten Stunden an, den er auf dem besprochnen Kongreß „an seiner eignen Schmach und Schande zu Grunde gehen lassen" wollte — zur Abstimmung wurde, so viel ich mich erinnere, der Antrag nicht gebracht —, und zuletzt soll er an der Wiener Börse gesehn worden sein, wo er vermutlich noch die soziale Frage studirte.

Doch wer nennt, ja wer kennt noch all die ehemaligen oder zukünftigen

Größen? Held z. B. war allbekannt als Gründer der „Lokomotive," des ersten der kleinen Wochenblätter zu zehn Neugroschen das Vierteljahr. In neuerer Zeit hatte er sich bei der Partei verdächtig gemacht und sollte zum Kongreß nicht zugelassen werden. Da erschien er mit einer Leibgarde von Maschinenbauern und forderte mit schmetternder Stimme, gewohnt, das souveräne Volk unter freiem Himmel zu apostrophiren, männiglich zum Zungenkampf auf Tod und Leben heraus. Sein Freund und Mitverfasser einer Illustrirten Weltgeschichte, Otto von Corvin-Wierzbicki, fehlte nicht. Er war unbehelligt trotz seiner Teilnahme an Herweghs berüchtigtem Freischarenzuge, trat etwas theatralisch auf, hat sich aber dann in Baden und in Nordamerika als ein tüchtiger Mann bewährt. Da war der „kleine D'Ester," neben Waldeck Führer der „entschiednen Linken" in der preußischen Nationalversammlung. Er nahm die Wahl zum Präsidenten der demokratischen Partei an, seinen Vorbehalt jedoch, sich der Sache widmen zu wollen, soweit es seine Pflichten als Abgeordneter gestatten wüden, nahm ein Teil der Anwesenden mit Murren auf: was hatte denn die Nationalversammlung zu bedeuten neben diesem souveränen Konvent? Die beiderseitigen Interessen sind übrigens nicht in Konflikt geraten. D'Ester erfreute sich des Rufs ganz besondrer Gefährlichkeit, und noch als er sich nach der Erhebung in Süddeutschland in die Schweiz gerettet hatte, erfuhr er den ausdauernden Haß seiner politischen Feinde. Er wollte sich wieder dem ärztlichen Berufe widmen, den er vorher ausgeübt hatte, und kam bei der preußischen Regierung um Abschriften der ihm verloren gegangnen Zeugnisse über seine Staatsprüfungen ein, erhielt jedoch den Bescheid, die Regierung fühle sich nicht veranlaßt, einem flüchtigen Hochverräter die Mittel zum Erwerb zu liefern. Dennoch war er bald in den Alpen, wie früher an der Mosel, als geschickter Arzt von aufopfernder Pflichttreue beliebt und geehrt. Neben dem kleinen D'Ester stand der lange Saß, „Flottensaß," weil er schon 1842 seine Stimme für die Gründung einer deutschen Flotte erhoben hatte, damals eine Stimme in der Wüste. Da war ferner Arnold Ruge, der seinen Sitz in Frankfurt aufgegeben hatte, um in Berlin die „Reform" zu redigiren, sein Mitredakteur Oppenheim, ein ungewöhnlich häßlicher Mann, der mit heftigen Worten den Kongreß zu einer „That" aufforderte, nämlich zur Annahme der Menschenrechte von 1793 en bloc. Da war der Schneider Weitling, einer der ersten Propheten des Kommunismus, aber schon halb vergessen und nur noch durch seine große Schirmmütze zwischen all den Kalabresern auffallend, der Prosektor Virchow, bereits mit vielem Selbstbewußtsein um sich blickend — doch, wie gesagt, wer zählt die Völker, nennt die Namen! Die eigentlichen Führer der Straßenbewegung freilich mußte man mit Ausnahme Helds auch auf der Straße oder unter den Zelten im Tiergarten suchen, den ehrwürdigen Vater Karbe, seines Zeichens Konditor, Herrn „Lindenmüller" mit dem weißen Cylinderhute, einen ehemaligen Kaufmann Müller,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der zu der angebornen Berliner „Unverfrorenheit" etwas von der kritischen Manier der von Marx in seiner „Kritik der kritischen Kritik" verhöhnten Bauerschen Schule angezogen hatte und das souveräne Volk ironisirte, indem er ihm schmeichelte. Ebenso hielten sich die Brüder Bauer selbst fern.

Dagegen brachte mich derselbe Oktober mit Männern zusammen, deren Namen nicht mit der Geschichte des Tages in Vergessenheit geraten werden. Auf einem Ausfluge nach Belgien mit einem Freunde machten wir in Antwerpen die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der sich als verfolgter Freiheitskämpfer vorstellte und daher mit großer Hochachtung von uns behandelt wurde. Er empfahl uns, in Brüssel den Doktor Breuer, einen Berliner Flüchtling aus den dreißiger Jahren, aufzusuchen. In Brüssel wies man uns in ein Estaminet, in dem der Arzt jeden Abend zu treffen sei, aber wir wurden von der ganzen Gesellschaft mit eigentümlichen Gesichtern empfangen, als wir uns auf den Antwerpner beriefen. Bald kam heraus, daß der Mann mehr Fechter als Kämpfer sei und in Brüssel in übelm Geruche stehe. Doch ließ man uns die schlechte Empfehlung nicht entgelten. Breuer war gewiß einer der liebenswürdigsten Menschen, und man konnte sich vorstellen, daß er ein wesentliches Stück des ärztlichen Rüstzeuges, die Gabe, des Kranken Vertrauen zu gewinnen, in hohem Grade besäße. In dem Kreise von Belgiern und Geächteten von den Frankfurter Pfingstweidentagen her, in dem er damals verkehrte, fiel ein scheinbar blutjunger Mann auf, den seine Freunde Haas nannten. Er hieß aber Friedrich Kapp, war Referendar in Hamm gewesen und hat sich in spätern Tagen einen diesseits und jenseits des Ozeans gleich geachteten Namen als Geschichtschreiber und guter Deutscher gemacht. Nach vielen Jahren sind wir uns wieder begegnet, er mit demselben gewinnenden Wesen und immer noch jugendlich in der Erscheinung, obwohl er den Sechzigern nicht mehr fernstand.

Auf der Rückreise in Köln suchte ich Karl Marx, den ich im Sommer kennen gelernt hatte, in seiner Redaktion auf. Er übergab gerade dem Metteuren-pages das letzte Manuskript für das nächste Morgenblatt. Der murrte ein wenig über die Menge. Doch ging er lachend seiner Wege, als ihm der Redakteur zurief: In Berlin und Wien schlagen sie sich vielleicht, und ihr wollt nicht einmal setzen? Selbstverständlich gehörte auch das Druckereipersonal der „Neuen Rheinischen Zeitung" zur Partei, und für Marx vollends wären sie wohl auch ohne dessen gebietende Persönlichkeit durchs Feuer gegangen. Befand sich doch das Manifest der kommunistischen Partei bereits in den Händen aller Arbeiter am Rhein. Gleich nachher wurde dasselbe Thema in andrer Weise angeschlagen. Nachdem die schöne Frau Marx, bekanntlich eine Schwester des nachmaligen Ministers v. Westphalen, einige Worte mit ihrem Manne gewechselt hatte, erschien ein schlanker junger Mann mit scharfgeprägten Zügen und dem eigentümlichen Blond der Juden: Herr Doktor Lassalle. Der Name

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war durch den Kassettenprozeß und Lassalles, des „intellektuellen Urhebers" des Diebstahls, glänzende Verteidigungsrede in Düsseldorf schon zur Genüge bekannt, daß ich ihn mit gespanntem Interesse betrachtete, und bald fesselte mich seine mit größter Lebhaftigkeit fließende Rede. Er wollte wissen, wie im kommunistischen Staate die Drohnen zur Thätigkeit gebracht werden würden; denn es gäbe doch unleugbar Menschen, die einen nicht durch Familientraditon und Sorgenfreiheit angewöhnten, sondern angebornen unüberwindlichen Abscheu vor jedweder Arbeit hätten. Die Diskussion wurde leider nicht zu Ende geführt, weil die Stunde eines Banketts schlug, aber ich nahm den Eindruck mit, daß sich Marx dem scharf inquirirenden gegenüber ausweichend verhalten habe.

Das Bankett fand zu Ehren Freiligraths statt, der kürzlich in Düsseldorf wegen seines Gedichtes „Die Toten an die Lebenden" vor den Geschwornen gestanden hatte und freigesprochen worden war und nun in die Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung" eintrat. Die bedurfte allerdings der Arbeitskräfte, da die meisten Redakteure, die „Jungen von der Rheinischen," wie die Kölner sie nannten, nach dem Putsch vom 25. September über die Grenze gegangen waren. Was für Reden bei dem Festmahle gehalten wurden, läßt sich denken. Durch einen Zufall erregte ich Freiligraths Aufmerksamkeit: er fand, ich sähe Gutzkow ähnlich, und so kam ich mit ihm ins Gespräch. Sein behagliches und wohlwollendes Wesen hätte in ihm alles eher als den Dichter des Ça ira u. s. w. vermuten lassen, und ich gestehe auch, daß meine sehr angenehme Erinnerung an ihn sich besser mit dem Rübezahl, den Auswanderern und der Trompete von Bionville verträgt. Als Lassalle auf allgemeines Verlangen „Die Toten u. s. w." mit der Energie eines gebornen Rhetors vorgetragen hatte, fuhr ihm der Dichter lächelnd mit der Hand über das kurzgeschnittne Haar und begrüßte ihn als seinen ins Blonde übersetzten Mohrenfürsten, „über den Heine so viel Freude gehabt hat!"